

Reflexion auf sich selbst und die Welt

(Auszug aus dem Buch ‚Das Bildungswegmodell zur Rehabilitation der sokratischen Mäeutik – Pädagogische und therapeutische Transformationsarbeit‘ von Lütjen, Jutta, 2013, S. 205-211)

„Das Verhältnis, in dem philosophische Theorie und Lebensführung übereinstimmen, ist das der Reflexion: Wir sind, was wir sind, nur in der Weise, in der wir uns an anderem und durch anderes bestimmen (und ohne dieses Reflexionsverhältnis gibt es keine Selbstbestimmung); wir denken, was wir denken, nur dadurch, dass wir von uns und dem (unserem) Denken verschiedenes denken“ (Holz, 2005, S. 49). Erfahrung wird erst dadurch relevant, dass der Mensch in ihr bereits eine Bewusstwerdung im ersten Stadium sozusagen als Erkenntnisvorstufe durchläuft, durch das, was aufrüttelt und aus dem Gleichmaß des bereits Bekannten herausführt, den Menschen somit betrifft, weil er sich betreffen ließ. Deswegen kann ein vorhandenes Ereignis nur dann als Erfahrung verbucht werden, wenn eine Wahrnehmung als Grundlage für Bewusstseinsbildung vorliegt. Und eben diese Wahrnehmung kann verhindert werden, weil der Mensch von vornherein das an Wahrnehmung ausblenden kann, was inkompatibel ist für seine bereits zugrunde liegende Basis. So ist es von Bedeutung, inwieweit der Mensch die Welt trotz abgespeicherter Regeln und Kategorien durch bereits gemachte Erfahrungen an sich heranlassen kann.

Freire hat entsprechend formuliert: *„Wenn nun der Mensch, gleichzeitig auf sich selbst und auf die Welt reflektierend, den Radius seiner Erkenntnis vergrößert, beginnt er seine Beobachtungen auf zuvor durchaus unauffällige Phänomene zu richten“* (Freire, 1985, S. 67). Dann zitiert Freire Husserl, den ich aber jetzt nicht über Freire zitieren will, sondern direkt aus der Quelle: *„Im eigentlichen Wahrnehmen, als einem Gewahren, bin ich dem Gegenstande, z.B. dem Papier zugewendet, ich erfasse es als dieses hier und jetzt Seiende. Das Erfassen ist ein Herausfassen, jedes Wahrgenommene hat einen Erfahrungshintergrund“* (Husserl, 1992 Bd. 5 (1913), S. 71). Hier geht es um das Regelwerk in unseren Köpfen, von dem auch Kant spricht. *„Rings um das Papier liegen Bücher, Stifte, Tintenfass [...]. Sie erschienen und waren doch nicht herausgegriffen, für sich gesetzt. Jede Dingswahrnehmung hat so einen Hof von Hintergrundanschauungen (oder Hintergrundschauungen, falls man in das Anschauen schon das Zugewendetsein aufnimmt), und auch das ist ein ‚Bewusstseinserebnis‘, oder kürzer, ‚Bewusstsein‘, und zwar ‚von‘ all dem, was in der Tat in dem mitangeschauten gegenständlichen Hintergrund liegt“* (ebd.).

Von Husserl wird beschrieben, welche Voraussetzungen gegeben sein müssen, damit Menschen Erfahrungen machen. Freire nimmt das zum Anlass, darauf hinzuweisen, dass es darauf ankommt, Elemente aus ihrer Hintergrunderfahrung herauszunehmen und über sie zu reflektieren. Husserl spricht von einem Erfahrungshintergrund, der bereits vorhanden ist, vor aller neuen Erfahrung. Die

neue Erfahrung ist sozusagen der zündende Motor, den Hintergrund in Frage zu stellen und deswegen auch verändern zu können, damit Reflexion stattfinden kann und somit auch neue Erfahrungen möglich werden. *„Dann wird das alte Muster so lange geöffnet, erweitert und umgestaltet, bis das durch die neue Wahrnehmung entstandene Aktivierungsmuster in das nun modifizierte Erinnerungsbild integriert werden kann“* (Hüther, 2008, S. 32). Was demnach bereits objektiv existierte, und damit ist nicht nur die äußere Welt, sondern auch das Innenleben gemeint, welches durch den Kontakt mit der Welt bereits Konturen gewonnen hat, beginnt erst durch die Wahrnehmung des Menschen aus dem Vorhandenen herauszuragen. Somit können wir Nelson zustimmen, der schreibt: *„Aber wir wissen heute, dass sich durch bloße Reflexion, durch reines Nachdenken kein eigener Inhalt des Wissens erzeugen lässt. Alles Schließen und Beweisen, alle unsere Denkmittel können keine Wahrheit erschaffen, sondern nur aus schon gegebener, die Konsequenzen entwickeln“* (Nelson, 1922, S. 215). Dieses Herausragen und Wahrnehmen des Hintergrundes, der vorher unbewusst war, kann aber nun endlich durch Wahrnehmung stattfinden. Aber wieso kann ein Mensch etwas wahrnehmen, was er vorher ausgeblendet hat, um der Kohärenz willen sogar ausblenden musste? Nur durch den bereits vorhandenen Erfahrungshintergrund kann das wohl nicht möglich sein. Nach Freire aber auch nach Nelson (ebd.) können Menschen durch die Reflexion kritisch die Weise begreifen, in der sie in der Welt existieren, mit der und in der sie sich selbst vorfinden. Welt wird hier nicht als statische Wirklichkeit, sondern im Umwandlungsprozess gesehen, genau wie der Erfahrungshintergrund. Die Form der Aktion aber, die Menschen wählen, ist zu einem weiten Maß davon abhängig, wie sie sich selbst in der Welt begreifen (vgl. ebd.). Interessant ist, dass Freire die Veränderung in der Welt thematisiert und nicht nur die Umwandlung im Menschen selbst. Das liegt darin begründet, dass er wie zitiert, gleichzeitig auf sich selbst und die Welt reflektiert. Durch diese Wechselwirkung, die auch als Dialog mit der inneren und äußerlichen Wirklichkeit beschrieben werden könnte, kann der Mensch den Radius seines Erkennens vergrößern und wird dadurch wiederum aufmerksam auf bislang nicht Wahrgenommenes. *„Weil die Menschen jedoch ihrer selbst und so auch der Welt gewahr sind – sind sie doch bewusste Wesen –, existieren sie in einem dialektischen Verhältnis zwischen der Bestimmtheit durch ihre Grenzen und ihrer Freiheit. Dadurch, dass sie sich von der Welt lösen, die sie objektivieren – dadurch, dass sie sich von ihrem Handeln lösen, – dadurch, dass sie ihre Entscheidung in ihr Selbst und in ihre Beziehung zur Welt und zu anderen verlegen, überwinden Menschen die Situation, die sie begrenzt: die ‘Grenzsituation‘* (Freire, 1985, S. 82).

Kant drückt Ausweglosigkeit aus in einer solchen Situation, obwohl er es war, der forderte, sich des eigenen Verstandes zu bedienen. Wir kennen den Spruch schon aus dem Kapitel über Aufklärung: *„Er hat sie [die Unmündigkeit, Anm. d. Verf.] sogar lieb gewonnen und ist vorderhand wirklich unfähig, sich seines eigenen Verstandes zu bedienen, weil man ihn niemals den Versuch davon machen*

ließ. [...] *Wer sie [die Fußschellen, Anm. d. Verf.] auch abwürfe, würde dennoch auch über den schmalsten Graben einen nur unsicheren Sprung tun, weil er zu dergleichen freier Bewegung nicht gewöhnt ist*“ (Kant I., 2010 (1784), S. 10). Freire sieht demgegenüber den Übergang zum selbständigen Denken zwar als Grenzsituation an, hält diese aber für überwindbar und zeigt dazu auch Wege auf, indem er hier mit anderen Worten in seiner eben zitierten Ausführung die Dialektik zwischen dem Prinzip der Urdistanzierung und dem Beziehungsprinzip Bubers anwendet, über welche Menschen ihre selbst- oder fremdgesteckten hindernden Grenzen durch Reflexion im Dialog mit anderen überwinden können (vgl. Buber, 1978, S. 36 ff.). Solange Regeln jedoch als gegeben hingenommen werden und lediglich die Kohäsion eines selbst gezimmerten Seins dadurch aufrechterhalten wird, ist es nur begrenzt möglich, Erfahrungen zu machen, neue Erkenntnisse zu gewinnen und Bedingungen zu revolutionieren. Deswegen warnt Freire: *„Wenn sich die Menschen als handelnde Wesen der in Gang gehaltenen Welt gegenüber angepasst verhalten, dann werden sie in einer neuen ‚Eintrübung‘ untergehen“* (Freire, 2007 (1921-1997), S. 42 f.).

Habermas in ‚Erkenntnis und Interesse‘ (vgl. Habermas, 1973, S. 59 f.) strapaziert behutsam die Spannungen, die vom ‚marxistischen Revolutionsbegriff‘¹ und vom ‚psychoanalytischen Behandlungsbegriff‘ ausgehen, um darzulegen, wie Selbstreflexion und Transformation gesellschaftlicher Verhältnisse sich treffen könnten. Ich verwende hier einen Konjunktiv auf Grund eines doppelten Dilemmas: Das Formalobjekt, d.h. der Forscher und das Materialobjekt, d.h. das zu untersuchende und zu verändernde gesellschaftliche Ensemble als Forschungsgegenstand, fallen so weit zusammen, dass der Forscher durch die Akte der Erkenntnis dem Gegenstand, den er erkennen will, selbst zugehört. Dieses Modell versucht, mit dem Zirkel aller Erkenntnis zu arbeiten. Die dabei entstehenden theoretischen und praktischen Schwierigkeiten sind unabhängig von Freud und Marx immer an der Tagesordnung, weil in der Pädagogik immer alles mit allem zusammenhängt und es nun Sokrates ist, der uns zwingt, dem Rechnung zu tragen durch Wege, die gerade in keine neue Sackgasse eines konstruktivistischen Reduktionismus führen sollen.

Reflexion und Aktion – Theorie und Praxis

„Es gibt eine kreisförmige Wechselbeziehung zwischen Machen und Erkennen. Wenn man nicht macht, was man als notwendig, wenn auch mit persönlichen Unannehmlichkeiten behaftet, erkannt hat, dann kann man irgendwann auch nicht mehr erkennen, was zu machen ist“ (Richter, 2003, S. Im Vorwort).² Die komplexeste Annäherung an das Thema Reflexion ist, dass Reflexion und Aktion zusammenfließen und Selbstreflexion und Veränderung der Verhältnisse eins sind.

¹ In Bezug auf Formal- und Materialobjekt fallen als Revolutionsbegriff Praxis und Forschung zusammen.

² Horst-Eberhard Richter – 1923-2011 – Psychoanalytiker, Psychosomatiker und Sozialphilosoph ist bekannt durch die bundesdeutsche Friedensbewegung.

Im Conscientização (Bewusstseinsbildung) fällt Reflexion auf die Welt als Werdende und Aktion als die Welt verwandelnde zusammen. Somit sind „*beide, Subjektivität und Objektivität, [...] vielmehr derart ineinander verschlungen, dass man geradezu von einer ‚Inkarnation der Subjektivität in der Objektivität sprechen kann‘*“ (Freire, 2007 (1921-1997), S. 41). Nach Piaget muss das Subjekt, um Objekte zu erkennen, „*auf sie einwirken und infolgedessen transformieren: Es muss sie von der Stelle bewegen, verbinden in Beziehung zueinander setzen, auseinander nehmen und wieder zusammensetzen*“ (Piaget, 2010 (1896-1980), S. 43 f.). Demnach ist Erkenntnis ständig mit Handlungen und Operationen verknüpft – als Transformation zwischen einem Anfangszustand, der vorgefunden wird und einem Endzustand, der sich durch das Einwirken des Subjektes verändert wieder findet. Ohne dieses Einwirken ist keine Erkenntnis und Aneignung von Welt möglich, d.h. aber auch wie Plessner betont hat, dass das unmittelbare Erleben der Welt nicht bewusst möglich ist, denn in dem Moment des bewussten Erkennens erscheint die Welt schon mittelbar – also verändert. Freire betont, dass Reflexion und Aktion als zwei Seiten einer Medaille zwischen dem Denken und dem Konkreten stattfinden müssen (vgl. Freire, 2007 (1921-1997), S. 41), desgleichen ist im sokratischen Wissensverständnis der Wechselbezug von Theorie und Praxis konstitutiv. Beim sokratischen Denken wird die Wirklichkeit nicht als eine vorgestellte reflektiert, sondern als eine, die geistig erfahren wird, weil sie auf der eigenen existenziellen sinnvollen Umorientierung fußt, die sowohl der Praxis als auch der Theorie bedarf. Das sokratische Verfahren beruht auf einem Bezug zu einer echten Wirklichkeit, die nicht einer vorgestellten Wirklichkeit als einer gesetzten entspricht und von der her sich deswegen Setzung³ als solche entlarven lässt, die sich in Vorstellungen und Vorurteilen wiederfindet.

Kein Wissen und auch kein Handeln können sich selbst begründen, ohne sich selbst zugleich zu zerstören. Deswegen muss ein tragfähiger Grund sowohl von Theorie als auch von Praxis in der Vernunftorientierung gesucht werden (vgl. Zehnpfennig, 1987, S. 230 f.). „*Die Aufhebung der Entzweiung von Subjekt und Objekt, von Theorie und Praxis, wird damit durch die Negation des Trennenden, in der Hinwendung zum Absoluten verwirklicht*“ (ebd., S. 232). Eine Theorie-Praxis Dichotomie dagegen bewirkt, dass beide Seiten nicht haltbar sind. Und etwas, was sowohl Theorie und auch Praxis verbinden könnten, nämlich die Idee, bleibt dabei auf der Strecke. Der Subjektivität und ihren Vorstellungen und Meinungen wird Raum gegeben. Wenn eine Theorie zum reinen Denken des Denkens wird ohne Bezug zur Praxis, werden die eigenen Strukturen in endloser Folge reproduziert, ohne je über sie hinaus zu gelangen. Damit wird „*das Mittel zur Wirklichkeitserfassung selber zur einzig denkbaren Wirklichkeit*“ (Zehnpfennig, 1987, S. 228) ohne auf der tatsächlichen Wirklichkeit zu gründen. Wenn dagegen

³ Setzung der Lebenswirklichkeit war etwas, was die Sophisten meisterhaft beherrschten. Durch ihre Tendenz in Diskussionen um jeden Preis siegen zu wollen, verkündeten sie ‚*geschwätzige, spitzfindige*‘ Scheinweisheiten (vgl. Schmidt, 1978, S. 625).

die Praxis, nicht theoretisch fundiert wird, gibt dies einer Subjektivität die Oberhand, indem jede Willkürhandlung gerechtfertigt wird. Denn es gibt keine autonome Praxis und sie kann ihr Fundament nur aus rational vermittelbaren Zusammenhängen beziehen. Auch Sokrates suchte die Menschen in ihrer Lebenswirklichkeit auf und holte sie bei ihren Vorstellungen ab, um sie durch die Reflexion zu den Ursachen von lebensfeindlichen Lebensweisen zu führen. Dabei suchte die Sokratische Dialogpraxis nach dem Wesen jedes Sachverhalts und richtete sich aus nach dem, was das Denken und Tun umfasste. Das Vernünftige, das sich in Begriffen ausdrückt, bezeichnete Sokrates als das Gute, was als das Maß für Theorie und Praxis gilt und bewirkt, dass keines vom anderen zu trennen ist. Somit hat das Denken Inhalt und das Tun erfährt in einem realen Bereich Wirksamkeit.

In dem natürlichen unmittelbaren Bewusstsein befindet sich das Subjekt in einer Abhängigkeit zwischen sich und der Objektwelt. Auf die unmittelbare Einheit von Welt und Subjekt erfolgt bei Platon durch das reflexive Bewusstsein eine Subjekt-Objekt-Spaltung, wodurch sich das Subjekt mit einer von ihm unabhängigen Objekt-Welt konfrontiert sieht. Aber in gegenläufiger Entwicklung entfaltet sich die Spaltung als das Denken, das eine Einheit jenseits der Trennung sucht. Erkenntnis erwächst weder aus dem Objekt noch aus dem Subjekt, sondern aus Interaktionen zwischen Subjekt und Objekt, die zwei wechselseitig voneinander abhängende Tätigkeitstypen implizieren, die Koordination der Handlungen selbst und das In-Beziehung-Setzen von Objekten zueinander. Die Abhängigkeit besteht deswegen, weil Beziehungen nur durch Handlungen zustande kommen. Objektive Erkenntnis bleibt nach Piaget immer bestimmten Handlungsstrukturen untergeordnet (vgl. Piaget, 2010 (1896-1980), S. 44). Durch die Ausrichtung auf die Vernunft als anerkannte Richtschnur des Handelns kann nicht nur die Entzweiung zwischen Subjekt und Objekt aufgehoben werden, sondern auch die Gefahr einer gegenseitigen oder einseitigen Vereinnahmung. Unter Vernunft darf dabei aber sowohl weder das verstanden werden, was den gültigen Normen entspricht, noch was den subjektiven Vorstellungen entspricht, sondern Vernunft ergibt sich aus der dialogischen und suchenden Sinnorientierung zwischen Subjekt und Objekt.

Das Aufbrechen alter Muster durch Reflexion mit Hilfe des Dialoges

Es entspricht dem Prinzip des Dialogischen, die Entwicklung des Menschen vom möglichen zum wirklichen Vernunftwesen in eigenständiger Auseinandersetzung mit der Natur und der sozialen Umwelt zu sehen. Doch es bedarf der Anstöße von außen, durch die der Mensch zur Reflexion auf die allgemeinen Zwecke seines Handelns und seiner Möglichkeiten als Vernunftwesen hingeführt wird, was keinesfalls bedeutet, dass das Denken und Handeln stellvertretend für andere vollzogen werden kann. Denn auch kein noch so ‚gut meinender‘ Mensch kann einen eindeutigen Begriff davon haben, was ein anderer Mensch dereinst mal sein wird, sondern bestenfalls kann Erziehung nur Selbsterziehung im Dialog sein. Eine

solche dialogische Erziehung setzt gemeinsames Reflektieren auf die Grundlagen und Ziele menschlichen Handelns voraus, welches entsprechend dem als wahr Erkannten verändert und durch gegenseitige Kritik und gemeinsame Überlegung ständig weiter entwickelt werden kann. So wird der allgemeine Geltungsanspruch überkommener Wertorientierungen, Denkgewohnheiten und Handlungsmuster, die routinemäßige Regelungen gestatten, zwar fortwährend in Frage gestellt, er verleiht diesen Beziehungen aber andererseits eine ganz neue, bewusste statt bewusstlose Dauer und Beständigkeit.

Die fortwährende 'Zeugung' neuer Einsichten und Erkenntnisse bezeichnet Kemper als einen Umwendungsprozess, in dem der Einzelne in stufenweiser Abstraktion von der sinnlich erfahrenen Umwelt nach allgemeinen, statt nach je besonderen und unvernünftigen Zwecken handeln lernt, wie es auch der Paideia des Platon im Höhlengleichnis entspricht (vgl. Kemper, 1990, S. 212). Dieser Vorgang der Selbstbefreiung entsteht durch eine radikale Fragehaltung gegenüber gesellschaftlichen Konventionen und Traditionen ebenso wie gegenüber persönlicher und sozialer Identität des Einzelnen, wie auch Sokrates es in mäeutischen Prozessen umsetzt. Kemper macht darauf aufmerksam, dass solche Selbstbefreiung ein gefährdeter Prozess ist, weil mit Widerständen aus Machterhaltungsinteressen oder aus Bequemlichkeit gerechnet werden muss. *„Im Bewusstwerden der eigenen Vernunft kann er vielmehr ‚Werk seiner selbst‘ werden und sich so als handelndes Subjekt der Geschichte begreifen. Damit wird dem Menschen eine Befreiung seines Denkens von solchen Vorgegebenheiten möglich, die seinem Vernunftbewusstsein und subjektivem Freiheitsbedürfnis widerstehen, ihm aber nicht standhalten können“* (Kemper, 1990, S. 212).

Nach den Erfahrungen des letzten Weltkrieges kann das dialogische Prinzip nicht nur als leidenschaftlicher Protest gegen die Verzweckung politischer Machtinteressen verstanden werden, wie Kemper resümiert (vgl. ebd., S. 145), sondern auch als prozesshafter Weg, sich von jeglichen Machtinteressen zu befreien, die den Menschen fremdbestimmen und für ihre Zwecke missbrauchen. Gewalt und Macht sind nach Lanwer Mittel, die im sozialen Verkehr aufgrund von dialektischen Widersprüchen durch gegensätzliche und sich ausschließende Bedürfnisse, die unvereinbar miteinander sind, zur Klärung von Konflikten angesichts der Reproduktion von Lebensbedingungen eingesetzt werden (vgl. Lanwer, 2008, S. 95). Rationalisierung und Verplanung sind heute entscheidende Warnsignale der Entmenschlichung. Dabei laufen wir Gefahr, die Unmenschlichkeit, die im feinen Mantel des Leitbildes einer sich selbst beherrschenden und autonom handelnden Persönlichkeit daher kommt, zu übersehen. Buber geht grundsätzlich davon aus, dass das Erkennen des Menschen verbunden ist mit Einbeziehung aller Lebensverhältnisse des Menschen zu allem Sein und seiner Beziehung dazu. Dass Bildung nur durch Verbindlichkeit geschieht, betont auch Petzelt (vgl. Buber zit. nach Petzelt, Fischer, & Heitger, 1961, S. 30 f.).